

# Zur Evaluierung von theologischen qualitativ-empirischen Forschungsprozessen

von  
Martha Heizer

Zu den Bereichen, in denen wir unsere Studierenden ausbilden, gehört auch die Forschung. Evaluierung von Bildungsprozessen meint deshalb auch Evaluierung von Forschungsprozessen. Wann schätzen wir ein Forschungsprojekt tatsächlich als ‚gut‘ ein? Was sind unsere Standards, nach denen wir uns richten? Welche Kriterien müssen erfüllt sein, damit wir eine Forschungsarbeit akzeptieren, sie als gelungen bezeichnen (ihr möglicherweise sogar einen Preis verleihen? ☺)?

Es wäre eine sträfliche Missachtung des Themas, wenn ich versuchen wollte, in den mir zu Verfügung stehenden zehn Minuten zu Forschungsevaluation insgesamt eine halbwegs ausreichende Antwort zu geben. Ich beschränke mich auf Blitzlichter, auf Andeutungen von Fragestellungen, die jene qualitativen Forschungsmethoden betreffen, die ihr Material durch *Kommunikation* generieren (vermutlich nicht ganz unerwartet, wo ich doch an einem Institut arbeite, das ‚Kommunikative Theologie‘ entwickelt). Ich beziehe mich also auf Forschungsprojekte, deren vorrangiges Instrument, zu Grundlagen des wissenschaftlichen Erkennens zu kommen, das Gespräch mit einzelnen Menschen oder mit und in Gruppen ist.

„Was Menschen erzählen, wenn ihnen aufmerksam zugehört wird, sind Geschichten und Geschichtchen, voll von eigenen Deutungen und Erklärungsmustern, voll auch von Widersprüchen, Verzerrungen, Ausblendungen, eingebettet in ein Netz von Beziehungen, deren Intensität und Bedeutung nicht immer auf die Spur zu kommen ist. Was sie erzählen, ist Ausdruck dessen, wie sie ihr Leben sehen, was sie im Laufe ihrer Geschichte gelernt haben, wie sie heute damit umgehen. Eine Annäherung an Verstehen ist mühsame Knochenarbeit. Allzu Glattes muss hinterfragt, allzu Verworrenes muss zumindest in Ansätzen entwickelt werden, wenn dabei ein latentes Orientierungsmuster dieses/r Menschen deutlich werden soll.“<sup>1</sup>

Auch wenn es der Theologie immer schon um den Menschen gegangen ist, weil sie mit der ungeteilten Aufmerksamkeit Gottes für jeden einzelnen Menschen rechnet (und das will ich ihr jetzt freundlicherweise unterstellen)<sup>2</sup>, ist es doch klar, dass die Methoden der qualitativen Sozialforschung nicht von der Theologie entwickelt wurden, ja auch nicht besonders schnell und begeistert aufgenommen wurden. Wir sind heute in der Situation, dass wir bereits Geleistetes übernehmen, von den vielen Vorarbeiten, von der intensiven wissenschaftlichen Auseinandersetzung profitieren können. Die Standards, die von SoziologInnen entwickelt, diskutiert und weitergetrieben worden sind, müssen selbstverständlich auch unsere Standards sein. Wir können nicht hinter dem derzeitigen Stand von Qualitätskriterien zurückbleiben. Ich halte mich dabei gerne an die 13 Säulen qualitativen Denkens, die Philipp Mayring<sup>3</sup> zusammengestellt hat.

---

<sup>1</sup> HEIZER 2003, 48.

<sup>2</sup> Der Wiener Religionspädagoge Wolfgang Langer sagt: „Der eigentliche Ort der persönlichsten, intimsten, als Selbstmitteilung Gottes verstandenen Offenbarung ist der Mensch, jeder Mensch in seiner wirklichen individuellen und sozialen Lebensgeschichte.“

<sup>3</sup> Vgl. MAYRING 1999.

Aber, und das ist der kritische Punkt, **damit ist es noch nicht getan**. Nicht hinter die Standards der qualitativen Sozialforschung zurückfallen – das ist eine sehr selbstverständliche Forderung. Aber die Ergebnisse dann eben nicht nur der Theologie, der Religionspädagogik zu unterbreiten, ihr sozusagen zur Verfügung zu stellen, damit sie sie in ihrer Arbeit nützen kann, sondern grundsätzlich und von Anfang an sowohl die Fragestellung als auch den Arbeitsprozess theologisch zu reflektieren, zu untermauern und zu begründen und das nicht nur thematisch, sondern auch methodisch: Das ist eine Herausforderung. Für dieses Vorgehen gibt es (noch?) keine Anleitungen, keine Richtlinien, keine Hilfestellungen, es muss immer an der konkreten Arbeit entlang entwickelt werden. Wie dann evaluieren?

Ich taste mich an diese Frage mit dem Bild von den beiden großen Straßengraben heran, in die man bei theologischer qualitativer Sozialforschung fallen kann: zu viel TheologIn zu sein oder ganz die Theologie zu vergessen.

Ich möchte das an einem wichtigen Postulat qualitativer Sozialforschung deutlich machen:

Christa Hoffmann-Riem, die leider schon 1990 verstorbene große Sozialforscherin, hat bereits 1980 neben Kommunikation die Offenheit dem Untersuchungsgegenstand gegenüber als das Hauptprinzip interpretativer Forschung beschrieben.<sup>4</sup> „Der Forschungsprozess muss so offen dem Gegenstand gegenüber gehalten werden, dass Neufassungen, Ergänzungen und Revisionen sowohl der theoretischen Strukturierungen und Hypothesen als auch der Methoden möglich sind, wenn der Gegenstand dies erfordert“<sup>5</sup>. „In jeder Forschung geschieht Unerwartetes, nicht Vorhergesehenes. Auf theoretischer Ebene kritisiert dieses Postulat allzu strenge Hypothesengeleitetheit, die neu auftauchende interessante Aspekte der Forschungsfrage nicht mehr in den Blick nimmt. In methodischer Hinsicht verlangt Offenheit, dass die Vorgangsweise der Forschung auch während des Prozesses immer überprüft und möglicherweise geändert werden kann, sollte sich herausstellen, dass wichtige Inhalte nicht erfasst werden können.“<sup>6</sup>

Gerade die Theologie hat gute Voraussetzungen, ideologischen Verengungen und zu schnellen Lösungsansätzen zu widerstehen, denn: „Das Absolute bleibt kritische Herausforderung, den Blick zu weiten und der interessegeleiteten Fokussierung der Wahrnehmung zu widerstehen, Mechanismen der Blickverengung und des Auseinanderreißen, Blockaden der Wahrnehmung und des Vorstellungsvermögens zu überwinden“<sup>7</sup>.

Dennoch bleibt eine Reihe von Fragen offen.

„Können TheologInnen, die (im Regelfall) ein bestimmtes Orientierungsmuster für sich übernommen haben, die gelernt haben, die Wirklichkeit unter einer bestimmten Prämisse zu deuten, überhaupt offen genug sein, ‚alle möglichen‘ Interpretationen wahrzunehmen, als für die Betroffenen gültig zuzulassen, um sie im Verständnisrahmen der Befragten – und erst anschließend darüber hinaus – zu analysieren? Der Biographie und den (religiösen) Deutungsmustern eines Menschen kann nicht einfach mit angelernten theologischen Inhalten begegnet werden. Schon immer davon auszugehen, dass man versteht, was die einzelnen Äußerungen bedeuten, gar weiß, welche Schlüsse daraus zu ziehen sind, hieße, den gesamten gegenseitigen Kommunikationsprozess zunichte zu machen und sich in eine außen stehende Expertin-

---

<sup>4</sup> HOFFMANN-RIEM 1980, 339-386.

<sup>5</sup> MAYRING 1999, 17.

<sup>6</sup> HEIZER 2003, 49.

<sup>7</sup> WERBICK 2000, 169, zit. nach SCHARER / HILBERATH 2003, 26.

nenrolle zurückzuziehen.“ Das meine ich mit ‚zu viel TheologIn sein‘: zu schnell, zu eindeutig mit den eigenen Erklärungsmodellen parat zu sein.

Damit kommt das Problemfeld von Nähe und Distanz im Forschungsprozess ins Spiel. Es ist ein Weg voller Entscheidungen, sich als ForscherIn betreffen zu lassen, sich einzulassen auf das Gegenüber, Parteinahme zu signalisieren (und ja nicht nur zu spielen!) – und andererseits sich doch genügend zurückzunehmen, um die Fähigkeit zur distanzierten Reflexion nicht zu verlieren.

„Kann man als TheologIn theologische Forschung betreiben mit den Ansprüchen von Kommunikation und Offenheit und damit Flexibilität, ohne selbst immer wieder radikal an Grenzen zu kommen? Auch an Grenzen des eigenen ‚Glaubensgerüsts‘? Was, wenn dieses Gerüst fragil und störrisch ist? Was, wenn dieses Gerüst ‚betoniert‘ ist und nicht mehr veränderbar? In beiden Fällen sind die Postulate qualitativer Sozialforschung gefährdet. Wenn ich mich also als Forscherin in einen Verständigungsprozess mit einer / einem InterviewpartnerIn einlasse, habe ich nicht nur damit zu rechnen, dass mich diese Interaktion selbst verändert, sondern auch, dass sich die theologischen Inhalte, mit denen ich bisher als gesichert gerechnet habe, für mich verändern. Ist es einer Forscherin / einem Forscher wirklich zuzumuten, sich immer wieder auch existentiell in Frage stellen zu lassen?“<sup>8</sup> Wie viel Offenheit ist wirklich zumutbar? Für den Evaluierungsprozess: wie viel Offenheit darf erwartet werden?

Und der andere Straßengraben ist der, die Theologie eigentlich zu vergessen: Daten zu generieren über ein kirchliches, kirchensoziologisches, auch ein theologisches Thema, aber weder Vorgangsweise noch Erkenntnisse theologisch zu reflektieren.

„Was tu ich denn da gerade? Welche theologischen Implikationen hat denn meine Methode? Stimmt das, was ich mache, mit meinem theologischen Ethos überein?“ Alle Überlegungen über Würde der Person, über Respekt und Behutsamkeit, über unzulässige Manipulation z.B. gehören hier herein. Wird die Interviewpartnerin / der Interviewpartner ‚benutzt‘, damit die erwünschten Daten zustande kommen? Wie sehr werden die Arbeiten als Kommunikations-/Beziehungsgeschehen aufgefasst, in denen es zum Dialog zwischen ForscherInnen und ‚Beforschten‘ kommen kann? Kann diese ‚Trennlinie‘ zwischen ForscherInnen und Beforschten so weit wie möglich aufgehoben, zumindest aber herrschaftsfrei werden, eben: geschwisterlich?

Aber auch die Frage, in welchem theologischen Feld ich mich überhaupt bewege, muss immer wieder neu diskutiert werden – möglichst in einer Gruppe von ExpertInnen (dazu sollte das Forschungsseminar gut sein!). Denn selbstverständlich ist es entscheidend für die Blickrichtung des gesamten Forschungsprojektes, ob ich mich meiner Fragestellung z.B. eher schöpfungstheologisch oder eher ekklesiologisch annähern möchte. Aber trotz einer klaren theologischen Positionierung ist die gesamte Bandbreite der Theologie nicht aus den Augen zu verlieren ... Wie kann dann aber Kommunikation über den Glauben in dieser Spannung stattfinden: nämlich dass sie „Partizipation am Kommunikationsprozess ermöglicht und gleichzeitig das ‚Verstehen‘ von Prozessen fördert“<sup>9</sup> und zugleich auch die Hermeneutik der Tradition in ihrer interaktiven Wirkung nicht übersieht? Denn, wenn der Ansatz der kommunikativen Theologie ernst genommen wird, der besagt, dass der Kontext die Theologie ständig verändert, wo werden dann die Grenzen zur persönlichen Beliebigkeit gezogen? Wie Ulrike Greiner das so pointiert ausgedrückt hat: „Wer sagt stopp?“<sup>10</sup>

---

<sup>8</sup> HEIZER2003, 50.

<sup>9</sup> SCHARER / HILBERATH 2003, 30.

<sup>10</sup> Auf dem Kongress für Kommunikative Theologie ‚Wahrheit in Beziehung‘, 2003.

Schließlich müssen die Ergebnisse der Untersuchung intensiv theologisch reflektiert werden. Was heißt das, was ich erforscht habe, jetzt theologisch? Die grundsätzliche Perspektive, die die Theologie – z.B. gegenüber anderen Wissenschaften – einbringt, ist die Frage nach ‚Heil‘, nach Glück, nach der unglaublich wohlthuenden, aber auch herausfordernden Dimension, die Gottesbeziehung im Leben und nach dem Leben bedeuten kann. Eine erste grundlegende Frage an eine theologisch orientierte religionspädagogische Arbeit wäre die Frage, inwiefern die Arbeit sich innerhalb dieser theologisch-kriteriologischen Fragestellung situiert und sich mit ihr auseinandersetzt.

Weitere grundlegende Fragen:

Wie sehr geht die Arbeit vom konkreten Leben aus, inwieweit versucht sie, ein Stück konkretes Leben in den Blick zu bekommen? Und umgekehrt: Wie sehr lassen sich die Ergebnisse wieder kontextualisieren, wieder mit und in der konkreten Gesellschaft fruchtbar machen – im Sinne des größeren Heils, also einer Verbesserung der Situation? Wie sehr sind die ForscherInnen (partizipativ und prozessorientiert) im Beziehungskreis ‚gesellschaftlich-kirchlicher Kontext – Forschungsgruppe – eigene Lebensgeschichte(n) – Forschungskontext‘ verankert und wie sehr werden diese Beziehungen reflektiert?

Sind die Ergebnisse sehr ‚glatt‘ oder sieht man ihnen an, dass sie mit einer differenzierten Wahrnehmung entstanden sind, die möglichst viel von dem in den Blick bekommen will, was aktuell noch nicht gesehen werden kann? In welchem Ausmaß trachtet die Arbeit danach, ‚lose Fäden‘ (offene Stellen) nicht abzuschneiden, nicht als störend darzustellen, sondern als Entdeckungschance wahrzunehmen? Inwiefern werden Brüche und Ungleichgewichte thematisiert? Ist die Studie offen für das Andere und Fremde? Lässt sie Vertrautes fremd werden? Wie wird mit Tabuisierungen und Ausblendungen umgegangen? Inwiefern lässt es Raum für eine ‚andere Seite‘?

Und schließlich: Was bedeuten die Ergebnisse für die Theologie (z.B. für die Religionspädagogik) selber? Am geläufigsten ist noch die Frage, ob sie neue Handlungsmöglichkeiten eröffnen. Aber es geht auch darum, ob sie vielleicht bisherige Postulate verändern. Stellen sie bisherige Sicherheiten in Frage? Ergibt sich aus den Ergebnissen ein zumindest nuanciertes aber vielleicht sogar wirklich neues theologisches Denken?

Wenn ich also eine theologisch qualitativ-empirische Arbeit zu beurteilen habe, dann habe ich diese Fragen im Blick. Das bedeutet natürlich, dass eine standardisierte Evaluierung, womöglich von außen, sehr schwer möglich ist. Ich muss mich als Beurteilende immer auf den ganzen Prozess einlassen, der während der Erhebung und der Diskussion der Fragestellung in Gang kommt. Dazu aber muss ich in den Entstehungsprozess einer Arbeit involviert sein oder, wenn das nicht möglich ist, mich rückblickend sehr genau damit befassen. Das fällt umso leichter, je genauer der jeweilige Forscher/die Forscherin den Werdegang der Studie und damit verbunden seinen/ihren eigenen wissenschaftlichen Weg entlang der Arbeit dokumentiert hat. Ein ‚schnelles Wissen‘, nach Ulrike Greiner ein „leichtes Wissen“<sup>11</sup>, das ich mir anhand eines fertigen Forschungsprojektes mühelos aneigne, zumute, ist nicht möglich und unangemessen.

(Das würde ich auch gerne all jenen Universitätspolitikern zu bedenken geben, die immer noch mehr ‚auswärtige‘ Gutachten zu den einzelnen Arbeiten vorschreiben!!)

---

<sup>11</sup> Vgl. GREINER 2003, 201-221.

## Literatur

- GREINER, ULRIKE, Bleibende Fremdheit. Religionspädagogische Anmerkungen zum Streit um schweres und leichtes Wissen in der Wissens-Kommunikations-Gesellschaft; in: SCHARER / KRAML 2003, 201-221.
- HEIZER, MARTHA, Forschung geschieht nicht im luftleeren Raum, in: SCHARER / KRAML 2003, 31-52.
- HOFFMANN-RIEM, CHRISTA, Die Sozialforschung einer interpretativen Soziologie, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 32 (1980), 339-386.
- MAYRING, PHILLIP, Einführung in die qualitative Sozialforschung, Weinheim u.a. <sup>4</sup>1999.
- SCHARER, MATTHIAS / HILBERATH, BERND JOCHEN, Kommunikative Theologie, Mainz <sup>2</sup>2003.
- SCHARER, MATTHIAS / KRAML, MARTINA, Vom Leben herausgefordert. Praktisch-theologisches Forschen als kommunikativer Prozess, Grünewald 2003.
- WERBICK, JÜRGEN, Den Glauben verantworten, Freiburg i. Br. 2000.